

# Heimkehr

Autor(en): **Hering, Emil**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **32 (1942)**

Heft 3

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-634164>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## HEIMKEHR

Skizze von EMIL HERING

Sonnenmüde legte sich der Tag zur Rüste. Ein rosenroter Schein wehte wie ein zarter Schleier über Feld und Wald. Kühl roch die Erde. Die Bäume standen andächtig still, in Andacht versunken waren Busch und Hain. Still, unbewegt lag das Schweigen der Erwartung, der Erfüllung in den Schatten des Abends.

Strassenmüde zog der bärtige Mann den holperigen Weg dem kleinen Dörflein zu, zwischen Kornfeldern und saftigen Wiesen hindurch. Aus dem dunkelgrünen Baumkranz lugten die Ziegeldächer von Bennwil hervor wie freundliche Augen. Herdfeurrrauch stieg schnurgerade gegen den Himmel, auf dem nur einzelne schmale, goldgeränderte Streifen dahinliefen, als wollten sie einander haschen.

Immer näher kam der Mann dem Dörflein, und immer zögernder wurde sein Schritt. Immer schwerer schien die unsichtbare Last, die er mitschleppte, auf seine Schultern zu drücken.

Er wischte sich mit dem Handrücken über die zerwüfelte Stirne.

Wie war das doch gekommen, damals, vor fünfzehn Monaten?

Das Vorjahr war ein böses Jahr gewesen. Ein vieltausendkörniger Hagelschlag zerstampfte die Ernte. Sein bestes Pferd im Stall stand um. Vier Kühe verendeten an der Seuche. Schwer drückte die Not auf die Seele des Bauern. Stück um Stück musste er aus dem Stall treiben, damit er die Zinsen aufbringen konnte. Aber dann war zuviel des Unglücks. Sein Weib wurde krank. Sein ältester Bub starb. Es war zuviel. Zuviel. Der Segen war von seinem Dache gewichen.

Bauernblut ist jäh. Als der Gerichtsvollzieher ihm die letzte Kuh aus dem Stall treiben wollte, da kam es über den Bauern wie ein Rausch. Seine schwieligen, harten Hände ballten sich und er schlug den Mann nieder. Wäre nicht der Nachbar dazwischengesprungen, weiss Gott, was geschehen wäre! Aber es war ja auch so noch schlimm genug. Das Gericht hatte ihn zu fünfzehn Monaten Gefängnis verurteilt.

Fünfzehn Monate! Eine Ewigkeit! Jeder Tag war dem Bauern vorgekommen wie ein Jahr. Tagelang schritt er mit auf dem Rücken ineinander gefalteten Händen in seiner

Zelle auf und ab und haderte mit sich und aller Welt. Seine Seele war wie das wildaufgeregte Meer. Lange, lange ging bis es sich glättete und er ergeben sein hartes Geschick ertrug.

Nun war auch diese Zeit überstanden und er schritt heimwärts. Seine Heimat lag wieder vor ihm. Er sah sein Haus durch die Bäume schimmern, und das Herz wund ihm schwer. Er musste sich am Wegrand hinsetzen. Lang sann er vor sich hin. Er hatte seine Schuld gebüsst. Nun wollte er ein neues Leben beginnen, es musste wieder aufwärts- und vorwärtsgehen, und wenn er sich zu Tackern musste — wenn er nur die Luft der Heimat atmen durfte! Oh, er wollte hinfort zufrieden sein mit seinem Leben und seinem Los. Erst wenn man die Freiheit erleben muss, schätzt man sie richtig ein.

Er erhob sich und schritt weiter. Das Glück begann sich zu regen in seiner Brust. Jetzt fühlte er seine Freiheit. Alle Mühseligkeit schien von ihm abgefallen zu sein.

Als er ins Dorf schritt, kläfften die Hunde laut an.

Er begegnete manchem Bauern, aber sie erkannten ihn nicht. Er stand vor seinem Hofe. Er sah sich um. Sein Weib hatte gut Ordnung gehalten. Alles war reinlich und sauber. An den Fenstern grüssten sogar Geranien.

Scheu trat er ins Haus, wie ein Bettler. Dann in die Stube, darin die Stehlampe brannte. Und da sass seine Frau am Tische, gebeugt über eine Flickarbeit. Neben ihm auf dem Holzboden spielte ein kleiner Bub mit Bauklötzchen.

Wie müde die Frau aussah. Der Rücken schien gebeugt von der vielen Arbeit. Kummer und Sorgen hatten tiefe Runen in ihre Stirne gezogen.

Da sah sie auf von ihrer Arbeit. Und da sah der Mann dass er seine Schuld noch nicht ganz gebüsst und er kniete nieder vor seinem Weibe und weinte wie ein Kind. Da strich sie ihm leise über sein struppiges Haar, zog ihn zu sich empor und presste seinen Kopf an ihre Brust.

„Wir wollen alles vergessen, Hans, was gewesen ist mit unserm Kinde leben!“ sagte sie schlicht.

Da küsste er sie und nahm dann seinen Buben auf den Arm und drückte ihn an seine breite Brust.

Er sagte kein Wort. Aber in seinen Augen war es ein Schwur.

## Das Vermächtnis der Base Marie

Von MARTHA SCHWENDENER-EGLI

Base Marie, welche bei ihrem Neffen, dem Gfeller Christen im „Stöckli“ wohnte, hatte immer ihren eigenen Kopf. Was da mal drin war, das war eben drin, und daran liess sie nicht rütteln. Ja, selbst noch auf dem Todbett sollte alles nach ihrem Kopf gehen. Ihr Neffe musste partout den Notar holen. Zeugen mussten her, und die Base machte ihr Testament, obschon ihr Vermögen sicher nicht mehr gross sein konnte. Wozu denn da noch ein grosses Wesen machen?

Aber das Testament wurde geschrieben, und mit viel Mühe setzte die Erblasserin ihren Namen darunter. Die Anwesenden bezeugten mit ihren Unterschriften, dass die Jungfer Marie Gfeller bei der Abfassung der letztwilligen Verfügung absolut bei klarem Verstand gewesen sei, dass sie nach freiem Willen testierte. Darauf taten sich der Notar und die Zeugen an Wein und Schinken gütlich, und die Base war so richtig zufrieden, dass, selbst nach ihrem Tode noch, ihre Hinterlassenschaft nach ihrem Kopf geregelt werden musste.

Doch gegen Abend machte es den Anschein, als ob es

mit der Kranken zu Ende ginge. Sie verlangte nach dem Pfarrer, und sie genoss noch das heilige Abendmahl. Den folgenden Tag hat sie dann auch wirklich nicht mehr erlebt. Nach einem kurzen Todeskampf streckte sie sich aus zum letzten, langen Schlaf.

Die Base Marie hatte ihre „Lüch“ wie etwa ein jehudischer Verstorbene, das man vor oder nach ihr auf den kleinen Gottesacker von Mühlegrund trug. Sogar eine „Greebt“, ein Leichenmahl, gab es. Und hat auch am offenen Grab diese oder jene der Frauen die feuchten Augen mit dem Taschentuch ausgewischt — an der „Greebt“ im „Bären“ ging es bald recht gemütlich zu, und gar oft hörte man ein unterdrücktes Lachen.

Dann kam der Tag der Testamentseröffnung. Es gab da keine grossen Ueberraschungen. Nach Abzug aller Anwalts- und Begräbniskosten blieb nur noch eine dreistellige Zahl im Sparheft der Base Marie und dieses Sparheft ging laut Testament an ihren Neffen Christian Gfeller über. Zudem lagen in der Kommode in einem Schächtelchen noch ein